

Was ist ein Sozialraum?

Annäherungen an ein Kunstwerk

Oliver Fehren

Zusammenfassung

Mit dem Bezug sozialraumorientierter Sozialer Arbeit auf kleinräumige Gebiete geht die Sorge einher, im Lokalen stecken zu bleiben. Der vorliegende Aufsatz zeigt auf, dass der Raumbezug des Fachkonzepts Sozialraumorientierung geringer ist als man zunächst vermuten mag. Im Rückgriff auf den traditionellen Community-Begriff der Chicago School of Sociology wird ein Raumkonzept entwickelt, das es der sozialraumorientierten Sozialen Arbeit ermöglicht, ihren Ausgangspunkt in spezifischen lokalen Territorien zu nehmen, ohne sich allerdings auf diese begrenzen zu lassen.

Abstract

The social-environmental approach of community-oriented social work prompts the concern of becoming stuck within the local sphere. The present article explains that today's community approaches are related to the notion of space to a lesser extent than one might think at first. Following the community perception of the Chicago School of Sociology the author develops a concept of space which permits the possibility for community-oriented social work to take its starting point in local areas – without, however, being constrained to these places.

Schlüsselwörter

Sozialraum – Konzeption – Soziale Arbeit – Definition – Gemeinwesenarbeit – Lebenswelt – community organization

Territorialisierung des Sozialen?

Sozialraum- und quartierbezogene Handlungsansätze erfahren aktuell wie kein anderes Konzept Sozialer Arbeit Beachtung – nicht nur in der Wissenschaft, sondern mit wachsender Dynamik ebenso in der Praxis. Umgesetzt wird Sozialraumorientierung unter der Chiffre „Fall im Feld“ vornehmlich in der Jugendhilfe und im Rahmen von kommunalen Quartiermanagementprozessen. Zunehmend wird das Konzept auch auf andere Arbeitsfelder, wie zum Beispiel die Behindertenarbeit, die Altenhilfe und das Segment der Beschäftigungs- und Qualifizierungsmaßnahmen übertragen (*Deutsche Heilpädagogische Gesellschaft* 2008, *Engel* 2001, *Stöcken; Stremmlau* 2009).

Das Aufblühen sozialräumlicher Programmatiken in der Sozialen Arbeit wird allerdings auch von Skepsis begleitet. Ein Teilaspekt der Einwände besteht in

der Sorge, dass die Sozialraumorientierung zu einer „Überbetonung von Räumlichkeit“ (*Kessl* u.a. 2006; S. 204) führen könnte, die im Ergebnis eine Reduktion Sozialer Arbeit auf den physischen beziehungsweise geographischen Raum bedeute. Unter dem Oberbegriff „Territorialisierung des Sozialen“ (*Kessl; Otto* 2007) werden im Wesentlichen vier Kritikpunkte vorgebracht:

▲ **Einseitige Aktivierung:** Mit der Sozialraumorientierung werde zu einseitig auf die Aktivierung von Potenzialen und Ressourcen im benachteiligten Sozialraum fokussiert (*Otto; Ziegler* 2004, S. 135). Die Konzentration auf die Aktivierung der raumendogenen Potenziale drohe die strukturellen Ursachen und Interessen hinter den neuen Formen der Exklusion zu verschleiern.

▲ **Überbetonung von Raumeffekten:** Es entstehe eine fragwürdige Überbetonung des Raums als benachteiligender Faktor gegenüber der sozialen Lage der Benachteiligten (*Kessl* u.a. 2006, S. 201 ff.). Damit werde der Eindruck erweckt, dass Räume quasi aus sich selbst heraus benachteiligend wären. Vielmehr sei jedoch davon auszugehen, dass es sich um räumliche Ballungen von individuellen und institutionellen Benachteiligungen handelt.

▲ **Containerisierung:** Sozialräumliche Handlungsorientierungen begünstigten Prozesse der Einschließung der deprivierten Wohnbevölkerung in ihren benachteiligten Stadtteilen (*Kessl* u.a. 2002). Sie aktivierten die Menschen zu gegenseitiger Selbsthilfe, integrierten das benachteiligte Gemeinwesen aber nicht systematisch in die gesamtstädtischen Entwicklungen und Ressourcenströme: „Es ist eine gewisse Stadtteilfixierung feststellbar, weil sowohl Ziele als auch Handlungen auf die mehr oder weniger großen Programmgebiete begrenzt formuliert werden. Die Handlungsprogramme mögen integriert sein, sie sind aber nur auf den Stadtteil bezogen und nicht in die Entwicklung der Stadt insgesamt integriert“ (*Häuber-Bermann* 2004, S. 281).

▲ **Homogenitätsunterstellung:** Sozialräumliche Programme würden, so der Vorwurf, im Hinblick auf benachteiligte Stadtteile mit Homogenitätsunterstellungen hinsichtlich der dort lebenden Wohnbevölkerung arbeiten, die sich empirisch nicht belegen ließen. Zumindest für die Bundesrepublik Deutschland sei davon auszugehen, „dass nicht alle Bewohner eines benachteiligten Viertels benachteiligt sind und dass vor allem nicht alle – ja nicht einmal die Mehrheit der Armen in Armuts-Vierteln lebt“ (*Friedrichs; Blasius* 2000 zitiert nach *Otto; Ziegler* 2004).

Zusammengefasst sehen diese Einwände das Aufblühen sozialraumorientierter Handlungsansätze in der Sozialen Arbeit als Teil eines aktivierenden Staats,

der unter der Überschrift „Eigenverantwortung statt Staat“ die Reduktion gesamtstaatlicher Verantwortung unterstützt und diese unter Zuhilfenahme staatlich inszenierter Aktivierungspädagogik den ehemals schon ressourcenschwachen Stadtteilen aufbürdet (Kessl; Reutlinger 2007, S. 76). Da die Soziale Arbeit die kritische Theoriefindung für ihren programmatischen Sozialraumbezug nicht intensiv genug vorangetrieben habe (Biesel 2007, S. 2), wird für die Sozialraumorientierung die Gefahr gesehen, als Feigenblatt für die schrittweise Demontage sozialstaatlicher Sicherungssysteme instrumentalisiert zu werden und zumindest vordergründig die programmatische Legitimation zu bieten, benachteiligte Stadtteile nun ihrerseits stärker zur Eigenverantwortung anzumahnen beziehungsweise ihrem Schicksal selbst zu überlassen.

Rückblick: Von der Gemeinwesenarbeit zum Fachkonzept Sozialraumorientierung

Mit der Verabschiedung vom vielschichtigen Begriff des Gemeinwesens Anfang der 1980er-Jahre und der aktuellen Hinwendung zu den stärker territorial konnotierten Begrifflichkeiten Stadtteil, Quartier und Sozialraum lässt sich die Tendenz einer zunehmenden territorialen Verkürzung Sozialer Arbeit zumindest semantisch nachvollziehen. Warum wurde dieser Begriffswechsel vollzogen und welche konzeptionellen Veränderungen hatte das zur Folge?

In den 1960er-Jahren gab es erste Versuche, die angelsächsische Tradition communitybezogener Ansätze als Gemeinwesenarbeit nach Deutschland zu übertragen. Mit der Handlungsebene Gemeinwesen (so die damals gewählte Übersetzung für den Terminus community) verband sich für die Soziale Arbeit die Perspektive, die Ausblendung beziehungsweise Individualisierung gesellschaftlich verursachter Problemlagen zumindest in Teilen überwinden zu können. „Der Begriff des Gemeinwesens gewann in dem Moment an sozialpädagogischer Bedeutung, in dem klar wurde, dass eine ausschließliche Betrachtung von ‚sozialpädagogischen‘ Einzelfällen oder ‚Klientengruppen‘ fachlich unzureichend ist, es also methodischer Erweiterungen der sozialpädagogischen Perspektive bedurfte, die die Bedeutung gesellschaftlicher Strukturen für individuelle Ausgrenzungsprozesse reflektierte und versuchte, dort an gesellschaftlichen Strukturen anzusetzen, wo dies sozialpädagogisch möglich ist: im unmittelbaren Umfeld der AdressatInnen, im ‚Gemeinwesen‘“ (Sander-mann; Urban-Stahl 2008, S. 13).

Sozialökologisch betrachtet stellt sich das lokale Gemeinwesen als Mesebene dar, das die Zwischen-

DZI-Kolumne Museumsreif

Bei all der rasanten Entwicklung in der Technik, den Medien und der Gesellschaft ist es zuweilen überraschend, wie häufig schon tot gesagte Teile unserer Kultur eine regelrechte Wiedergeburt erleben. So florieren entgegen vieler Prognosen das Radio, das Kino, vielleicht auch weiterhin das Buch und die Tageszeitung. Und wenn in diesen Tagen die neue Zentralbibliothek der Berliner Humboldt-Universität als architektonische Meisterleistung gefeiert, von manchen aber auch als „wohl letzter großer Bibliotheksneubau“ abgesungen wurde, so mag auch diese Auffassung vielleicht bald überholt sein und mögen Bibliotheken in Eintracht mit den neuen Medien einer prosperierenden Zukunft entgegensehen.

Eine der eindrucksvollsten antagonistischen Erfolgsgeschichten haben in den vergangenen 20 Jahren die Museen geschrieben. Wie Phönix aus der Asche, so sind sie dem Staub entstiegen, der sich auf ihre stummen Exponate gelegt hatte. Mit faszinierenden Neubauten, vor allem aber mit innovativen museums-pädagogischen Konzepten locken sie alle Generationen an. Fast kein Thema scheint zu entlegen, als dass kreative Ausstellungsmacher nicht einen Publikumerfolg daraus machen könnten.

Da schmerzt es umso mehr, wenn der frische Wind einen der wichtigsten Orte unserer Museumslandschaft nicht erreicht. In Oranienburg, zehn Kilometer nördlich von Berlin, liegt im Ortsteil Sachsenhausen das Gelände des ehemaligen Konzentrationslagers. Das KZ Sachsenhausen war nicht nur sehr groß, sondern hatte als Ausbildungsstätte für das gesamte KZ-Personal des Dritten Reiches auch einen besonderen Stellenwert. Wie kann es dann sein, dass es dort keinerlei Informationsangebote für Kinder und Jugendliche gibt. Gerade bei den inzwischen so beliebten Audioführungen wäre angesichts der zum Teil kaum erträglichen Beschreibungen des alltäglichen Martyriums eine Fassung für Minderjährige unverzichtbar. Und wenn man sich im Museumsshop versorgen und dann bargeldlos bezahlen will, erhält man ein schüchternes „Tut uns leid, wir nehmen nur Bargeld“. Eine kulturelle Bankrotterklärung – nicht nur vor zehntausenden ausländischen Besuchern.

Burkhard Wilke
wilke@dzi.de

stufe zwischen der Mikroebene (Familie, Freunde, primäre soziale Netze) und der Makroebene (Gesamtgesellschaft) bildet (*Bronfenbrenner 1976*). Mit der Orientierung am Gemeinwesen verfolgte Soziale Arbeit das Ziel, ihr operatives Arbeitsfeld genau zwischen Subjekt und Gesellschaft zu legen. Damit verbunden war die Hoffnung auf eine „systemdeh nende Praxis, die weder den individualisierenden Irritationen der Einzelfallhilfe noch den harmonisierenden Hoffnungen der sozialen Gruppenarbeit auf den Leim gehe“ (*Müller 1996, S. 233*).

Die ohnehin kurze Blütezeit der Gemeinwesenarbeit schwächte sich in der Bundesrepublik Deutschland jedoch schon Mitte der 1970er-Jahre wieder ab. Ihre zum Teil radikale Institutionenfeindlichkeit und ihre oftmals eher agitierende als aktivierende Haltung minderten ihren Rückhalt sowohl bei den Trägern Sozialer Arbeit als auch in der Wohnbevölkerung. Für die Träger der Wohlfahrtspflege war Gemeinwesenarbeit zu einem „Reizwort geworden, unter dem sich schwer kooperieren lasse“ (*Munsch 2005, S. 43*).

Geleitet von dem Willen, diese offensichtlichen Schwierigkeiten der Gemeinwesenarbeit zu überwinden, entwickelten *Hinte, Metzger-Pregizer und Springer* zu Beginn der 1980er-Jahre die Gemeinwesenarbeit zur „Stadtteilbezogenen Sozialen Arbeit“ weiter (*Hinte u.a. 1982*). Mit der Betonung der Orientierung an den Interessen der Wohnbevölkerung grenzten sich die Autoren von gemeinwesenarbeit lichen Ansätzen ab, die zu sehr von den gesellschaftspolitischen Utopien der Professionellen geleitet waren und den Willen der Bewohnerinnen und Bewohner dabei ein ums andere Mal verfehlten. Gleichzeitig lösten sie die Gemeinwesenarbeit aus ihrem distanzierten Verhältnis zu den das Leben im Stadtteil prägenden Institutionen. Während Gemeinwesenarbeit bei den kommunalen Entscheidungsträgern eher Skepsis oder gar Ablehnung hervorrief, war der Begriff der stadtteilbezogenen Sozialen Arbeit für diese unverfänglicher und lehnte sich zudem an einen auch für die Administration fassbaren Raum, eben einen Stadtteil, an. *Lüttringhaus* (2001) beschreibt den Begriff stadtteilbezogene Soziale Arbeit daher als „Tarntitel“, unter dem versucht wurde, die Gemeinwesenarbeit „institutionskompatibel zu machen“.

Durch die explizite Bezugnahme auf Stadtteile war die Gemeinwesenarbeit für die Bearbeitung der Folgen verstärkter sozialräumlicher Polarisierungsprozesse in den Städten anschlussfähiger geworden, die Ende der 1980er- und Anfang der 1990er-Jahre in Stadtplanung und Stadtsoziologie zunehmend pro-

blematisiert wurden. Mit dem im Jahr 1993 in Nordrhein-Westfalen gestarteten Programm „Stadtteile mit besonderem Entwicklungsbedarf“ und dem 1999 daraus abgeleiteten Bund-Länder-Programm „Die Soziale Stadt“ unter der Federführung des Städtebauministeriums kam auch die Gemeinwesenarbeit als Bestandteil des Quartiermanagements ein wenig aus ihrem Nischendasein heraus.

Die Anknüpfung an das lokale Gemeinwesen fand gegen Ende der 1990er-Jahre als Fachkonzept Sozialraumorientierung zunächst Eingang in die Jugendhilfe. Hier dient einerseits ein territorialer Sozialraum als Finanzierungs- und Steuerungsdimension im Sinne einer Bezugsgröße für die Konzentration von Personal und Leistungen der Jugendhilfe (*Hinte; Kreft 2005*). Zum anderen wird der individuelle Sozialraum der Adressaten und Adressatinnen mit der Formel „Fall im Feld“ als Ressourcenraum für die Lösung beziehungsweise Stabilisierung einzelfallspezifischer Problemlagen stärker in den professionellen Fokus der Hilfeebringung gerückt. Dabei wird davon ausgegangen, dass die Überlappungen der individuellen Sozialräume einen von vielen geteilten Sozialraum entstehen lassen, der einen territorialen Zugang rechtfertigt. Der Begriff Sozialraum wurde dabei weniger sozialwissenschaftlich fundiert, sondern eher aus strategisch-pragmatischen Überlegungen vollzogen, da er – anders als der Begriff Stadtteil – nicht zwingend an urbane Räume gebunden ist, sondern ebenso ländlich geprägte lokale Nahräume meinen kann (*Werner 2008, S. 103*).

Verwirrungen durch die Raumsemantik

Sozialraumorientierte Soziale Arbeit hat, anders als die Semantik es vermuten lässt, zunächst wenig mit einer Beschränkung sozialer Dienste und Institutionen auf geographisch abgegrenzte Regionen oder Territorien zu tun. Vielmehr handelt es sich dabei um ein in der Tradition der Gemeinwesenarbeit stehendes Fachkonzept Sozialer Arbeit, das aus fünf leitenden methodischen Prinzipien besteht (*Hinte; Treeß 2007, Hinte 2009*):

▲ *Ausgangspunkt jeglicher Arbeit sind der Wille/die Interessen der Menschen:* Ansatz der Arbeit ist immer der Wille beziehungsweise die Betroffenheit einzelner Menschen oder Gruppierungen und nicht von bürokratischen Instanzen identifizierte vermeintliche Bedarfe.

▲ *Aktivierende Arbeit hat grundsätzlich Vorrang vor betreuender Tätigkeit:* Die Fachkräfte tun möglichst nichts ohne die Adressatinnen und Adressaten und vermeiden Aktionen für diese. Vielmehr denken sie mit ihnen darüber nach, was diese selbstaktiv zur Verbesserung ihrer Situation tun können und

wenden sich erst in späteren Stadien mit betreuen- den und programmorientierten Angeboten an die Wohnbevölkerung.

▲ *Die Nutzung personaler und sozialräumlicher Ressourcen spielt bei der Hilfestellung eine wesentliche Rolle:* Sozialraumorientierte Ansätze richten ihr Augenmerk mehr auf die Stärken als die Defizite der Adressaten und Adressatinnen. Darüber hinaus liegen in Räumen, den Nachbarschaften, auf Plätzen, in der Natur und in Straßen, aber auch in der vorhandenen Unternehmens- und Dienstleistungsstruktur bedeutsame Ressourcen, die man für die Hilfestellung nutzen und effektivieren kann.

▲ *Aktivitäten sind immer zielgruppen- und bereichsübergreifend angelegt:* Das fachliche Augenmerk gilt Vorhaben und Themen, die verschiedene Gruppierungen im Stadtteil anregen, sich zu beteiligen. Die klassischen Grenzen Sozialer Arbeit werden dabei in Richtung anderer Handlungsfelder wie Wohnen, Beschäftigung, Kultur, Gesundheit, Bildung, Verkehr und andere mehr überschritten.

▲ *Vernetzung und Kooperation der verschiedenen (sozialen) Dienste:* Über vielfältige Foren werden im Quartier tätige (professionelle und ehrenamtliche) Akteure und Akteurinnen aus verschiedenen Bereichen angeregt, Absprachen zu treffen und Kooperationen bezogen auf Einzelfälle, Gruppierungen und Aktionen einzugehen sowie gemeinsame Projekte zu entwickeln und durchzuführen.

Anders als die Raumsemantik nahelegt, handelt es sich beim Fachkonzept Sozialraumorientierung um ein hochgradig personenbezogenes Konzept (*Hinte* 2006, S. 11). Sozialraumorientierung fängt – und da lädt die Begrifflichkeit zur Verwirrung ein – nicht beim Raum an, sondern beim Eigeninteresse der Menschen: „Der konsequente Bezug auf die Interessen und den Willen der Menschen kennzeichnet das Fachkonzept Sozialraumorientierung und bildet damit den ‚inneren Kern‘ des Ansatzes, dem Aspekte wie der geografische Bezug, die Ressourcenorientierung, die Suche nach Selbsthilfekräften und der über den Fall hinausreichende Feldbezug logisch folgen“ (*Hinte* 2009, S. 24).

Die anspruchsvolle Herausforderung an Profession und Disziplin Sozialer Arbeit liegt somit weniger in einem wie auch immer gearteten Gebietsbezug, sondern vor allem in der Orientierung auf den Willen der Adressatinnen und Adressaten. Diese Radikalität des Fachkonzepts Sozialraumorientierung wird jedoch von der Territorialemantik des Begriffs Sozialraumorientierung völlig in den Hintergrund gedrängt. Der Raumbezug ist aber dem Bezug auf die Eigeninteressen der Menschen eindeutig nach-

geordnet! Der sozialraumkritische Einwand, dass „der Stadtteil ... eine der möglichen Dimensionen Sozialer Arbeit [ist], selten die wichtigste und so gut wie nie die einzige“ (*Schrödter; Ziegler* 2007, S. 13), läuft somit ins Leere, weil Sozialraumorientierung – anders als die Raumsemantik das nahelegt – tatsächlich nur einen bedingten, also relativen Raumbezug aufweist.

Community-Begriff der Chicago School

Die eher strategisch als programmatisch motivierte Abkehr vom Gemeinwesenbegriff und die daraus resultierende zunehmende Verwendung des stark räumlich konnotierten „Tarntitels“ Sozialraum begünstigte eine Verflachung des Wissens der Sozialen Arbeit über den ausgesprochen vielschichtigen Handlungsort, den sie erreichen will: die Community. Der in diesem Zusammenhang befürchtete Containerisierungseffekt aktueller raumbezogener Programme lässt sich jedoch erheblich verringern, wenn sich Soziale Arbeit bei der Weiterentwicklung ihres Raumverständnisses an die aus heutiger Perspektive erstaunlich anmutende Ausdifferenziertheit des Community-Ansatzes wieder erinnert.

Das sozialwissenschaftliche Fundament des Community-Ansatzes legten die Autoren der Chicago School of Sociology – *Park, Burgess* und *McKenzie* – mit ihrem 1925 erschienenen Sammelband (*Park* u.a. 1987). Sie untersuchten die Funktionen und die Ausprägungen des sozialen Lebens in verschiedenen städtischen Arealen und wandten sich der Frage zu, wie sich dort mithilfe von Sozialplanung und Neighbourhood Work die Lebenssituation der Wohnbevölkerung verbessern ließe. Schon in dem Band „*The City*“ betrachteten die Autoren die lokale Community als Teil des gesamtstädtischen Gefüges und verknüpften soziale und geographische Begriffe wie Community, Natural Area und Neighbourhood miteinander. Dabei entwickelten sie in drei Kernaussagen ein multidimensionales Community-Verständnis:

▲ *Community meint immer eine Ansammlung von Menschen und Institutionen:* Die Autoren der Chicago School gehen über eine allein räumliche Definition von Community hinaus und weisen auf die prägende Bedeutung der Institutionen hin: „The simplest possible description of a community is this: a collection of people occupying a more or less clearly defined area. But a community is more than that. A community is not only a collection of people, but it is a collection of institutions. Not people, but institutions are final and decisive in distinguishing the community from other social constellations“ (*Park* zitiert nach *Szynka* 2006, S. 159). Community bezeichnet eine Ansammlung von Menschen und Institutio-

nen in einem nur bedingt abgrenzbaren Territorium. Prägendes Kennzeichen der Communities sind die Institutionen. Letztlich sind sie es, die eine Community von anderen sozialen Konstellationen unterscheiden.

▲ *Communities bezeichnen keine abgeschlossenen Räume:* Auch hinsichtlich der Beziehung zwischen der lokalen Community und der Gesamtstadt legten die Autoren der Chicago School schon im Jahr 1925 eine Definition vor, die für die aktuelle Debatte über Verkürzungen des Sozialraumverständnisses erhellend sein dürfte: „Every community is always part of some larger and more inclusive one. There are no longer communities wholly detached and isolated; all are interdependent economically and politically upon one another. The ultimate community is the wide world“ (*ebd.*, S. 160). Mit dem Hinweis darauf, dass jede Community immer Teil einer größeren und umfassenderen Einheit ist, machen die Autoren deutlich, dass Vorstellungen von einer abgeschlossenen oder isolierten Community obsolet sind. Die nahräumliche Community ist notwendig als funktionaler Teil eines größeren städtischen Gesamtzusammenhangs zu begreifen: „To think neighbourhood or the community in isolation from the rest of the city is to disregard the biggest fact about the neighbourhood“ (*Burgess 1973 zitiert nach Hunter 1979, S. 269*).

▲ *Community hat gleichzeitig eine formelle und eine informelle Bedeutung:* Sie bezeichnet einerseits eine formal administrativ gestaltete Verwaltungseinheit und andererseits eine informell geprägte kulturelle und politische Einheit. *Szynka* erläutert im Anschluss an *Burgess*: „Formal ist eine community das Ergebnis einer politischen, administrativen Gestaltung. Informell ist eine community eine lebendige, politisch-kulturelle Einheit, die sich ständig weiterentwickelt und erneuert“ (*Szynka 2006, S. 162*).

Die nahräumliche Community kann somit nur der Anfang, der operative Ausgangspunkt sozialpädagogischer Aktivierung sein, sie muss dann aber immer in Beziehung zu umfassenderen Strukturen (zum Beispiel der Gesamtstadt) gesetzt werden. In Anlehnung an das Community-Konzept der Chicago School lassen sich nun drei zentrale Merkmale eines reflektierten Raumbegriffs entwickeln, der es der sozialraumorientierten Sozialen Arbeit ermöglicht, nicht im Lokalen stecken zu bleiben.

Endogene und exogene Potenziale aktivieren

Fokussiert Soziale Arbeit ausschließlich auf einen rein territorial verstandenen lokalen Nahraum, besteht die Gefahr, die Probleme innerhalb dieses Sozial-

raums auch ursächlich diesem Raum zuzuschreiben und daher Problemlösungen nur in diesem Raum zu suchen. Die wesentlichen Problemlagen der Menschen in benachteiligten Stadtteilen bestehen jedoch zunächst nicht in einer räumlichen Exklusion, sondern in ihrer sozialen und ökonomischen Deprivation, also in Armut und Arbeitslosigkeit. Es handelt sich um gesellschaftliche Verteilungsprobleme, die sich territorial niederschlagen. Die in der Folge in vielfältiger Weise von der Entwicklung der Gesamtstadt entkoppelten Quartiere nun auch noch für diesen Exklusionsprozess verantwortlich zu machen, wäre zynisch.

Dennoch spricht nichts gegen das Prinzip der Ressourcenaktivierung in benachteiligten Stadtteilen. Ressourcenaktivierung heißt, den Fähigkeiten der Menschen und ihrer Entfaltung nicht weniger Aufmerksamkeit zu schenken als ihren vermeintlichen und tatsächlichen Defiziten. Um die Lebensbedingungen in benachteiligten Stadtteilen jedoch positiv zu verändern, wird es nicht ausreichen, allein auf die Aktivierung endogener Potenziale des Sozialraums zu setzen. Der benachteiligte Sozialraum ist als Aktionsort Sozialer Arbeit nur legitimierbar, wenn die Aktivierung exogener Ressourcen damit einhergeht. Die Orientierung am Sozialraum muss immer verbunden sein mit Handlungsansätzen außerhalb des benachteiligten Stadtteils: „Dort gilt es Einsicht zu erzeugen, Unterstützung einzuwerben und über die Situation der Menschen des benachteiligten Gebiets aufzuklären, um dem Anschluss dieser Gebiete an die Gesamtstadt den Weg zu bereiten“ (*Runge 2007, S. 24*). Die Stabilisierung benachteiligter Quartiere ist eine gesamtstädtische Aufgabe!

Lebenswelt und System über den Sozialraum verschränken

Da Community die Ansammlung von Menschen und Institutionen in einem mehr oder weniger klar umrissenen Gebiet meint, wird deutlich, dass eine sozialraumorientierte Soziale Arbeit, die sich am Community-Modell der Chicago School orientiert, notwendig die Wechselwirkungen zwischen der Welt der Institutionen und den Lebenswelten der Bürger und Bürgerinnen bearbeiten muss. Diese Wechselwirkungen ereignen sich zwischen Stadtteil und Gesamtstadt wie auch innerhalb eines Stadtteils. Die Orientierung am lokalen Nahraum würde also halbiert, wenn sie sich nur den Lebenswelten der Menschen und nicht der Welt der die Stadtteile prägenden Institutionen widmen würde.

Die Brückenschläge zwischen Lebenswelt und System zu ermöglichen ist eine der zentralen Aufgaben

sozialraumorientierter Sozialer Arbeit. Dazu gehören die partizipative Öffnung der im Stadtteil tätigen und das Leben der Menschen prägenden Institutionen (zum Beispiel die örtlichen Schulen, Kindertageseinrichtungen, Kirchen, Moscheen, Polizei, Nebenstelle des Allgemeinen Sozialdienstes, lokales Job-Center, Jugendzentren, Seniorenheime) sowie die Verknüpfung im lokalen Sozialraum entstehender Themen und Öffentlichkeiten mit den relevanten überlokalen Institutionen und Entscheidungsebenen, etwa mit kommunaler Politik und Verwaltung. Die für das Alltagsleben der Menschen bedeutsamen Institutionen müssen stärker für die Interessen und Bedarfe ihrer Nutzerinnen und Nutzer zugänglich sein. Um diese notwendigen Brückenschläge zwischen Lebenswelt und System vornehmen zu können, ist es für die Soziale Arbeit unabdingbar, ein Raumverständnis zu entwickeln, das sowohl in der Lebenswelt wie im politisch-administrativen System anschlussfähig ist.

Sozialraum als Kompromissformel von lebensweltlichem Kommunikationsraum und administrativer Steuerungsgröße

Die größere Kompatibilität mit den bürokratisch-administrativen Räumen spricht dafür, den vielschichtigen Community-Begriff mit seinem eher latenten Gebietsbezug doch wieder an einen stark territorial gebundenen und klar abgrenzbaren Sozialraum anzulehnen. Dann können in diesem Raum sichtbar werdende Entwicklungen, Chancen und Problemlagen besser an das System vermittelt und herangeführt werden, da dieses Territorium mit den Zuständigkeits- und Steuerungsbezirken von Jugendamt und Job-Center, den Wahlkreisen der Lokalpolitik, den Planungsräumen der Stadtentwickler und Wirtschaftsförderer, den Bezirken von Kindertageseinrichtungen und Schulen, den Einzugsbereichen der Kirchen und Moscheen und den statistischen Bezirken zusammenfällt und damit für diese Institutionen kompatibel und bearbeitbar ist. Der Raum, in dem Soziale Arbeit „sozialraumorientiert“ agiert, muss in seinen Abgrenzungen sowohl aus der Perspektive der Lebenswelt als auch aus institutioneller Sicht sinnvoll und nachvollziehbar geschnitten sein.

Der durch das Lebensumfeld beschriebene Sozialraum unterscheidet sich jedoch in seiner Größenordnung zumindest in Großstädten erheblich von institutionell zugeschnittenen Planungs- und Verwaltungsräumen, den Stadtbezirken. Während die historisch gewachsenen Gebiete mit kultureller Eigenart und Identität in der Regel zwischen 5 000 und 20 000 Einwohner haben, umfassen die großstädtischen Bezirke in der Regel zwischen 50 000 bis zu

80 000 Einwohner. Kleinräumiger lassen sich viele institutionelle Prozesse aus administrativer Sicht nicht organisieren. So ist die Stadtbezirksebene zum Beispiel die kleinste Einheit für politische Entscheidungsfindung (Litges 2007, S. 215). Damit entsteht das Dilemma, dass die Schneidung administrativer Planungs- und Verwaltungsräume informelle sozialräumliche Strukturen genau berücksichtigen muss, gleichzeitig aber eine gewisse Mindestgröße benötigt, die die Größe lebensweltlich rückgebundener Sozialräume in der Regel übersteigt: „Bei einer Gebietseinteilung muss jedenfalls berücksichtigt werden, dass sowohl die betroffenen Bürger/innen als auch die vorhandenen Institutionen diesen Sozialraum ‚tragen‘ können“ (Hinte 2006, S. 73).

Schmid-Urban macht darauf aufmerksam, dass im Rahmen der Stadtteilentwicklung bearbeitete Räume eher große Territorien umfassen sollten: „Keine zu kleinen und zu homogenen Gebiete“ (Schmid-Urban zitiert nach Runge 2007). Zu klein gewählte Gebiete führen zu zwei Nachteilen. Zum einen lassen sie sich viel einfacher als sozialer Brennpunkt aus dem gesamtstädtischen Kontext herauslösen. Mayer rät daher dazu, die Programmgebiete (der Sozialen Stadt) über das als problematisch definierte Gebiet hinaus auszudehnen und nicht ausschließlich einen „Arme-Leute-Ansatz“ zu verfolgen. Er hält es unter dem Gesichtspunkt der Reduktion sozialräumlicher Polarisierungen für kontraproduktiv, solche Gebiete zu „sozialpolitischen Sonderproblemen“ zu machen und plädiert daher für einen räumlich großzügigeren Zuschnitt der Programmgebiete, der die angrenzenden Quartiere integriert (Mayer 2004, S. 253). Zum anderen erfasst man mit einer zu kleinräumig geschnittenen Problemorientierung weniger Integrationskräfte und Lösungspotenziale. Daher schlägt Mayer vor, dass die Gebiete eine kritische Mindestgröße haben sollten, die die Gebietsverflechtungen von zum Beispiel Schulen oder Versorgungseinrichtungen stärker berücksichtigt.

Die aus der Perspektive Sozialer Arbeit fachlich sinnvollen kleinräumigen Ansätze müssen immer im Kontext eines für Politik und Verwaltung kompatiblen größeren Raumbezugs stattfinden. Das erleichtert es, auch diese Akteursebene als potenzielle Ressource für die Stabilisierung und Entwicklung benachteiligter Quartiere einzuspielen. Selbstverständlich können die durch Soziale Arbeit bearbeiteten Sozialräume nicht immer so geschnitten und transformiert werden, dass sie den Steuerungsräumen des administrativen Systems exakt entsprechen. Hier hat eine sensible Gebietsschneidung Vorrang, die bestehende, lebensweltlich rückgebundene

Communities nicht durchtrennt. Soziale Arbeit wiederum sollte sich in ihrer Raumorientierung an die größeren Stadtbezirke als Bezugsgröße anlehnen und dann die meist kleineren beziehungsweise kleinräumigeren Communities innerhalb dieses größeren Bezugsrahmens bearbeiten. Zur Gewinnung einer intermediären, Lebenswelt und System vermittelnden Perspektive sollte der operative Ort sozialraumorientierter Sozialer Arbeit hinsichtlich seiner räumlichen Ausdehnung möglichst an die kleinste territoriale Einheit des politisch-administrativen Systems, also den Stadtbezirk, heranreichen.

Fazit

Mit dem durch den Community-Ansatz geschärften Sozialraumverständnis ist eine einseitige Fokussierung auf die „sich selbst helfenden Bürger und Bürgerinnen“ ausgeschlossen. Denn die Institutionen sind ganz ausdrücklich ein prägender Bestandteil dieses Sozialraums. Eine raumtheoretisch aufgeklärte, sozialraumbezogene Soziale Arbeit bearbeitet somit zwingend immer auch die Welt der Institutionen. Sozialraumorientierung entfaltet ihre größte Durchschlagkraft, wenn sie ihre Bezugsräume als einen Kompromiss sowohl aus lebensweltlich rückgebundenen Sozialräumen als auch den bürokratisch-administrativen Planungs- und Steuerungsräumen gestaltet: „Sozialräume müssen geschnitten werden in der Mischung aus kommunaler Leistungsfähigkeit und innerstädtischer Verteilungsgerechtigkeit im Kontext von historisch nachvollziehbaren und kulturell sichtbaren Räumen“ (Hummel 2009, S. 15). Sozialräume als die operativen Orte sozialraumorientierter Sozialer Arbeit sind dabei im Wortsinne etwas Künstliches: „Diese Räume sind Kunstwerke, weil sie zwischen historisch gewachsenen Strukturen, sozialen Notwendigkeiten und ökonomischen Sachzwängen einen Kompromiss zu finden haben“ (ebd., S. 14).

Als pragmatische Kompromisslösungen weichen diese Kunstwerke allerdings deutlich weniger vom gefühlten Sozialraum ab als Kritiker oder Kritikerinnen befürchten könnten: *Guest* und *Lee* führten eine Untersuchung in Seattle durch, bei der sie die Menschen unter anderem nach den Grenzen ihres Wohnquartiers befragten. Das verblüffende Ergebnis: Ein großer Teil der Befragten definierte seine Nachbarschaft dabei auch in den oben eher kritisch angesehenen Distanz- und Raumkonstruktionen territorialer Gebietszuschnitte. *Schnur* kommt daher zu dem Schluss: „Das subjektive Raumempfinden und die soziale Raumkonstruktion könnte deutlich schematischer sein als häufig vermutet wird“ (*Schnur* 2008, S. 40). Wenn es also gelingt, dass

über das „Kunstwerk Sozialraum“ sowohl Verwaltungs- und Steuerungsraum wie auch gefühlte Alltagskategorie miteinander verschränkt werden, sollte die Soziale Arbeit selbstbewusst am ambivalenten Konzept der Sozialraumorientierung festhalten.

Literatur

- Biesel, Kay:** Sozialraumorientierung. Zur Problematik einer eingegengten Konzeption. In: *Sozial Extra* 10/2007, S. 1-5
- Bronfenbrenner, Uri:** Ökologische Sozialisationsforschung. Stuttgart 1976
- Engel, Petra:** Sozialräumliche Altenarbeit und Gerontologie. Opladen 2001
- Deutsche Heilpädagogische Gesellschaft (DHG)** (Hrsg.): Sozialraumorientierung in der Behindertenhilfe. Dokumentation der DHG-Tagung 2007. Bonn und Jülich 2008
- Häußermann, Hartmut:** Zwischenevaluation des Bund-Länder-Programms „Stadtteile mit besonderem Entwicklungsbedarf – Die Soziale Stadt“. In: Walthers, Uwe-Jens; Mensch, Kirsten (Hrsg.): Armut und Ausgrenzung in der „Sozialen Stadt“. Konzepte und Rezepte auf dem Prüfstand. Darmstadt 2004, S. 268-287
- Hinte, Wolfgang:** Geschichte, Quellen und Prinzipien des Fachkonzepts „Sozialraumorientierung“ (Einleitung). In: Budde, Wolfgang u.a. (Hrsg.): Sozialraumorientierung. Wege zu einer veränderten Praxis. Weinheim 2006, S. 7-26
- Hinte, Wolfgang:** Eigensinn und Lebensraum – zum Stand der Diskussion um das Fachkonzept „Sozialraumorientierung“. In: Vierteljahresschrift für Heilpädagogik und ihre Nachbargebiete 1/2009, S. 20-33
- Hinte, Wolfgang; Kreft, Dieter:** Sozialraumorientierung. In: Kreft, Dieter; Mielenz, Ingrid (Hrsg.): Wörterbuch Soziale Arbeit. Weinheim/München 2005, S. 869-872
- Hinte, Wolfgang; Treeß, Helga:** Sozialraumorientierung in der Jugendhilfe. Weinheim 2007
- Hinte, Wolfgang u.a.:** Stadtteilbezogene Soziale Arbeit – ein Kooperationsmodell für Ausbildung und berufliche Praxis. In: Neue Praxis 4/1982, S. 345-357
- Hummel, Konrad:** Quartiersmanagement, Stadtentwicklung, Bürgergesellschaft. Stadt im Wandel: Wie bürgerschaftlich ist Stadtplanung? In: Blätter der Wohlfahrtspflege 1/2009, S. 12-15
- Hunter, Albert:** The Urban Neighbourhood – It's Analytical and Social Contexts. Urban Affairs Quarterly 3/1979, S. 267-288
- Kessler, Fabian; Otto, Hans-Uwe** (Hrsg.): Territorialisierung des Sozialen. Opladen 2007
- Kessler, Fabian; Reutlinger, Christian:** Sozialraum – Eine Einführung. Wiesbaden 2007
- Kessler, Fabian u.a.:** Einschließen oder Aufmachen? Der Raum, sein Kapital und deren Nutzer. In: Riege, Marlo; Schubert, Herbert (Hrsg.): Sozialraumanalyse: Grundlagen – Methoden – Praxis. Opladen 2002, S. 177-190
- Kessler, Fabian u.a.:** Sozialraum. In: Dollinger, Bernd; Raithe, Jürgen (Hrsg.): Aktivierende Sozialpädagogik. Ein kritisches Glossar. Wiesbaden 2006, S. 191-216
- Litges, Gerd:** Jugendhilfe in Deutschland. Vorurteile und Wirklichkeit. Hamburg 2007
- Lüttringhaus, Maria:** Einleitung. Kompetenzen in Institution und Lebenswelt. In: Hinte, Wolfgang u.a.: Grundlagen und Standards der Gemeinwesenarbeit. Ein Reader für Studium, Lehre und Praxis. Münster 2001, S. 129-130

Mayer, Hans-Norbert: Offene Fragen bei der Umsetzung des Programms „Soziale Stadt“. In: Walther, Uwe-Jens; Mensch, Kirsten (Hrsg.): a.a.O. 2004, S. 252-267

Müller, C. Wolfgang: Gemeinwesenarbeit. In: Kreft, Dieter; Mielenz, Ingrid (Hrsg.): Wörterbuch Soziale Arbeit. Weinheim/Basel 1996, S. 232-233

Munsch, Chantal: Die Effektivitätsfalle. Bürgerschaftliches Engagement und Gemeinwesenarbeit zwischen Ergebnisorientierung und Lebensbewältigung. Hohengehren 2005

Otto, Hans-Uwe; Ziegler, Holger: Sozialraum und sozialer Ausschluß (Teil II). In: Neue Praxis 3/2004, S. 271-291

Park, Robert E. u.a.: The City. Suggestions for Investigation of Human Behaviour in the Urban Environment. Reihe: Morris Janowitz (Hrsg.): The Heritage of Sociology. Chicago/London 1987 (erstmalig erschienen 1925)

Runge, Markus: Der Aufbau von brückenbildendem Sozialen Kapital. München 2007

Sandermann, Philipp: Urban-Stahl, Ulrike: Sozialraumorientierung oder Gemeinwesenorientierung? Begriffliche Entgrenzungen in der Debatte um Sozialraumorientierung in der Jugendhilfe und ihre Folgen. In: Rundbrief Integrierte Erziehungshilfen 2/2008, S. 10-17

Schnur, Olaf: Quartiersforschung im Überblick: Konzepte, Definitionen und aktuelle Perspektiven. In: Ders. (Hrsg.): Quartiersforschung. Wiesbaden 2008, S. 19-51

Schrödter, Mark; Ziegler, Holger: Was wirkt in der Kinder- und Jugendhilfe? Internationaler Überblick und Entwurf eines Indikatorensystems von Verwirklichungschancen. In: ISA (Hrsg.): Wirkungsorientierte Jugendhilfe, Band 2/2007

Stöcken, Gerwin; Stremlau, Michael: Sozialraumorientierung und Quartiersarbeit – Beschäftigungsorientiertes Fallmanagement im SGB II in der Landeshauptstadt Kiel. Im Erscheinen

Szynka, Peter: Theoretische und Empirische Grundlagen des Community Organizing bei Saul D. Alinsky (1909-1972). Bremen 2006

Werner, Willfried: Der Beitrag sozialraumorientierter Arbeit zur Schaffung menschenwürdiger Lebensbedingungen in Deutschland. Unveröffentlichte Diplomarbeit. Dortmund 2008

Armutsentwicklung in „neuen Räumen“

Möglichkeiten und Grenzen professioneller Gemeinwesenarbeit in sozialen Brennpunkten

Martin Albert

Zusammenfassung

Die sozialräumliche Analyse der Armutsentwicklung in Deutschland stellt die professionelle Sozialarbeit vor neue Herausforderungen. Der Begriff „sozialer Brennpunkt“ muss in diesem Zusammenhang kritisch hinterfragt werden und bedarf einer inhaltlichen Erweiterung. Die Methode der Gemeinwesenarbeit kann einen effektiven Beitrag zur Armutsbekämpfung leisten, wenn die notwendigen Ressourcen zur Verfügung gestellt werden.

Abstract

The social-environmental analysis of poverty development in Germany poses new challenges to professional social work. In this context, the notion of the „deprived area“ must be scrutinised and requires an expansion of content. The struggle against poverty can be supported by community work if the needed resources are made available.

Schlüsselwörter

Sozialer Brennpunkt – Gemeinwesenarbeit – Armut – Soziale Arbeit – Lebensbedingungen – Stadtteil – Partizipation

Einführung

Die steigende Anzahl von nationalen und lokalen Armutsuntersuchungen hat sowohl der Öffentlichkeit als auch der verantwortlichen Politik verdeutlicht, wie groß das tatsächliche Ausmaß von Armut in der Bevölkerung ist. Im Focus des gesellschaftlichen Interesses steht in diesem Zusammenhang jedoch nicht nur die Quantität von Armut beziehungsweise welche Personen und Gruppen tatsächlich davon betroffen sind, sondern auch in welchen Wohnvierteln und Gebieten sich Armut konzentriert. In einer oftmals unkritischen Berichterstattung werden die komplizierten Zusammenhänge auf vereinfachte Schlagwörter reduziert. Hierzu zählt auch der Begriff „sozialer Brennpunkt“, der im öffentlichen Verständnis mit „Armenviertel“ und den damit verbundenen Auswirkungen von Gewalt, Drogen und Kriminalität gleichgesetzt wird. Ein besonderes mediales Interesse weist auf den Zusammenhang von Kindesvernachlässigung und Armut in sogenannten Problemvierteln hin. Unweigerlich werden mit dem Begriff auch die Fernsehbilder von den gewalttätigen